



Leseprobe aus Winkler, Identität und Sozialpädagogik,
ISBN 978-3-7799-7744-5 © 2023 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7744-5](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-7744-5)

Inhalt

| | |
|--|-----|
| 1. Der Roman | 7 |
| Ein erster Eindruck | 11 |
| 2. Rezeptionen und Rezensionen | 15 |
| Rezensionen | 16 |
| 3 Eine schöne Geschichte für Studierende und Lehrende | 24 |
| Warum ich ein wenig neidisch auf Saraswati bin | 27 |
| Gebrauchsanweisung | 32 |
| 4. Horizonte der aktuellen Debatte um Identität und Verwandtes. Oder: Trolls machen Politik – manchmal auch Markus Söder und die Bild-Zeitung | 34 |
| Zwischenruf: Über die Notwendigkeit, die berufsfachliche und professionelle Logik von Sozialpädagogik gegenüber der Politik geltend zu machen | 34 |
| Wieder zurück ins Getümmel | 36 |
| Vergeblicher Versuch, eine Definition unseres Problems zu finden | 37 |
| Beispiel eins: Dreadlocks | 48 |
| Beispiel zwei: Winnetou | 50 |
| Eine erste Kritik. Oder: Warum wir nicht leben können, ohne Kulturen anzueignen | 58 |
| 5. Cancel Culture? Oder: Abschied von einem guten Umgang miteinander | 64 |
| 6. Gesellschaftliche Kontexte | 70 |
| 7. Linien einer eher wissenschaftlichen Auseinandersetzung | 85 |
| Kurzer Gang durch die Literatur | 87 |
| 8. Worum es für die Sozialpädagogik geht | 102 |

| | |
|---|-----|
| 9. Versuch, ein paar Begriffe zu klären | 116 |
| Identität als älteres Problem | 119 |
| Identität neuerdings – eher beziehungsreich | 122 |
| Kultur | 129 |
| Aneignung | 135 |
| Eine kleine Diagnose der Moderne. Oder: Warum die Debatte um die Aneignung kultureller Identität möglicherweise richtig schief läuft | 142 |
| 10. Was die Sozialpädagogik mit dem Identitätsproblem zu tun haben könnte | 149 |
| 11. Identität und die Theorie der Sozialpädagogik | 170 |
| 12. Konsequenzen: „Es ist die einfachste Sache der Welt, sich die trötigsten Meinungen der Gegenseite herauszupicken und sich darüber lustig zu machen. Und noch leichter, wenn man diese aus dem Kontext reißt [...]“ (222) | 181 |
| Zwischenfragen | 183 |
| Zurück zum Text | 187 |
| Literatur | 198 |

1. Der Roman

Zerberus sollte warnen. Gebell. Laut, wild, gestreckter Kopf. Zähne gefletscht, Lefzen gestülpt. Bedrohlich.

Er tut das nicht. Gezähmt? War ein Hundeflüsterer am Werk?

So könnte eine vergnügliche wie lehrreiche Geschichte beginnen. Falls der erste Satz stimmt, mit dem Mithu Sanyal ihren Roman *Identitti* eröffnet – und es überhaupt eine vergnügliche wie lehrreiche Geschichte sein darf (Sanyal 2021, im Folgenden nur mit Seitenangabe zitiert¹): Denn der – wie ich ihn ohne große methodische und theoretische Herleitung und Begründung nennen will – Diskurs um kulturelle Aneignung, um Identität und ihre Verletzung, um politische Korrektheit und Respekt darf inzwischen als dramatisch gelten. Verletzungen und die Klagen über diese, Empörung, Erregung und Züge intoleranter Positionierungen lassen einen ratlos zurück; ziemlich verunsichert. Was kein schlechter Zustand sein muss. Vielleicht sogar mehr über gute Entwicklungen in einer Gesellschaft aussagt, als viele wahrhaben wollen. Immerhin denken einige über sich nach. Über das, was im Alltag geschieht. In einem Alltag, an dem sie oft selbst beteiligt sind. Alltagsrassismus (vgl. Distelhorst 2021, S. 198). Alltägliche Herabsetzung von Frauen oder Menschen, für die das „d“ steht. Bei dem ich mir nicht sicher bin, ob es nicht erneut diskriminiert, zumindest heraushebt. Dann: alltäglicher Antisemitismus. Oder: alltägliche Herabsetzung des Islam. Wie in den Zeitungsberichten, die nach einem Messerangriff ausdrücklich notieren: kein islamistischer Hintergrund. Kein islamistischer Terror. Will ich etwas wissen, was nicht gegeben ist? Was wird mir da überhaupt mitgeteilt?

Also, endlich, der erste Satz von *Identitti*: „Der Tag, an dem die Hölle ihre Schlünde öffnete und heulende Furien ausspie, fing an wie ein ganz normaler Tag, wenn ein normaler Tag mit einer Rakete anfängt“ (11). Die Bildsprache macht besorgt, zumal man selten einem Höllenschlund gegenübersteht; es sei denn, man hat Dante gelesen oder folgt Rousseau im Emile: „Die Stadt ist der Schlund, der das Menschengeschlecht verschlingt. Nach einigen Generationen geht die Rasse zugrunde oder entartet. Sie muss sich erneuern, und immer ist es das Land, das dazu beiträgt“ (Rousseau 1963, S. 151); man solle die Kinder dorthin schicken, weil die Luft besser sei. Halten sich nur wenige dran, höchstens

1 Ich verwende die Ausgabe: Mithu Sanyal (2021): *Identitti*. Frankfurt am Main, Wien und Zürich: Büchergilde Gutenberg. Sie ist seitenidentisch mit der Originalausgabe München: Carl Hanser Verlag.

Anhänger der Reformpädagogik. Aber das führt uns weg. Eher klingelt noch *Fire* im Gehörgang, vor einem halben Jahrhundert von Arthur Brown in seiner *Cracy World* zelebriert; gar nicht so schlecht übrigens. In *Identitti* verhält sich der Höllenschlund jedenfalls unerwartet. Denn er entledigt sich der Unverdaulichen. Furien! Zerberus, der Wachhund, kneift deshalb, klemmt den Schwanz ein und entfernt sich. Ein Viech halt, mit Verstand, rational (vgl. Huber 2021). Moderne Lenkraketen eilen einem hingegen nach, dank KI. Wie die Furien, die Erinnyen, die Rachegöttinnen, die Nemesis, im Aufstand gegen das Vergessen und die Ignoranz.

Indes: Es droht eh nur ein Gewitter, Donner kündigt es an. Immerhin. Ein ordentlicher Platzregen entspannt und lässt durchatmen. Nötig wäre er, die Hitze drückt. Kulturkampf um Identität, wie manche Journalistin vermutet. Nein, ernster: Klimawandel. In einer jener deutschen Großstädte, die mit breiten Betonpisten zur Beschleunigung einladen, während der Rat diskutiert, ob sie eine Schwammstadt werden sollte. Mit Luftdurchzug dank kluger Planung. Wie im Mittelalter. Obwohl: Die grüne Gesundheitsreferentin einer fränkischen Großstadt verkündet, Häuser sorgen mit ihrem Schatten für Abkühlung.

Zur Erinnerung an den Literaturunterricht: Erste Sätze erschließen einen ganzen Text, ihr Ton, ihre Aussage lenken den Blick auf das Ganze; oder führen einen in die Irre. Großes Drama oder doch nur eine kleine Geschichte. Höllenschlund und Furien – Rauch, Schwefelgestank und Feuer. Mithu Sanyal verbraucht zu viel Bilder zum Auftakt. Oder doch nicht? Ist der Höllenschlund gegenwärtig? Für manche? Oder verführt sie ganz entspannt – Trigger-Warnung – zu klassischer Bildung und gibt tatsächlich einen Hinweis darauf, wie sie ihr Buch verstanden sehen will? Die Furien treten nämlich in einem berühmten Werk des griechischen Dichters Aischylos auf, in der Tragödie *Orestie*. Sie verhandelt Fluch und Vergeltung nach Zorn, Martha Nussbaum greift das in einem Buch auf (Nussbaum 2019, S. 87 ff.). Furien sind Rachegöttinnen, ziemlich üble Wesen, dunkel und eklig, mit Augen, aus denen das Blut ihrer Opfer tropft. Athene, Göttin der Weisheit, bricht ihre Macht, indem gerechte Institutionen und Rechtsverfahren die Wut und den Zorn jener aufheben, die sich betrogen fühlen. Ordentliche Gerichte lösen ab, was vorher ungesühnt blieb oder durch weiteres Schlachten bewältigt wurde. Athene ist clever: Sie wirft die Furien nicht aus der Stadt, sondern weist ihnen einen eigenen Platz zu, eine Loge, von der aus sie das Wirken des Rechts beobachten können, die Zähmung der Leidenschaften, ohne dass diese verschwinden müssten; als hätte Athene geahnt, dass zwei Jahrtausende später einer den Rat gibt: Empört Euch! Der Verdacht liegt nahe, die Wut soll sublimiert werden, wie Sigmund Freud das nennt, umgewandelt in produktive Energie, wie sie für den Erhalt und die Weiterentwicklung eines politischen Gemeinwesens unabdingbar sind. Dabei bleiben die zivilisierten Furien erst ein wenig sprachlos, geben zunächst tierische Laute von sich, um dann eine poetische Sprache zu entwickeln: Der Streit, lautstark ausgetragen, endet

in einem Buch. *Identitti*, eben. Die Ausgeschlossenen und Verachteten handeln nicht wie Furien, sondern treten in eine gemeinsame Auseinandersetzung ein.

Also doch eine Leseanleitung, gleich zu Beginn. Wir halten zudem einen Ausdruck besonders fest. Den Hinweis auf einen ganz *normalen Tag*. Ein normaler Tag? Da springt eine Türe für Sozialpädagoginnen auf. Unzweifelhaft unser Problem. Denn: Normalität ist ein Gräuel – und doch will Soziale Arbeit nichts anderes als die Normalisierung von Menschen. Nein? Nicht wirklich? Das ist ihr Geschäft, verschönt durch die Hoffnung, die Hans Thiersch auf den Weg gebracht hat. Ein gelingender Alltag, wenn nicht sogar ein gelingenderer (vgl. Thiersch 2015a, b, 2020). Steigerung, Entwicklung. Besser jedenfalls. Selbst die Rakete stellt sich im Roman nur als unschönes Hochhaus heraus. Der Deutschlandfunk residiert in diesem. Faktencheck: Sendehaus steht in Köln, nicht in Düsseldorf; zudem: Mit unwirtlichen Gebäuden kann man Menschen erschlagen, wie Mitscherlich schon vor Jahrzehnten wusste. Nivedita, unsere Protagonistin, wird im Studio erwartet. Sie soll über ihren Blog sprechen, in dem sie sich unter dem Pseudonym *Identitti* über Identitätspolitik und über Brüste auslässt.

Nivedita macht uns das Leben ein wenig schwer. Mit wem spricht sie oder tauscht sie Tweets? Vielleicht bin ich zu alt, um das zu kapierten, zumal ich nicht auf das Smartphone starre, wenn ich die Straße quere. Nivedita tauscht sich über ihre Netzwerke aus, ebenso mit ihrer englischen Verwandten, die straight daherkommt. Und mit ihrer eigenen kleinen Privatgöttin. Damit ist nicht die Professorin gemeint, um die es als zweite Protagonistin geht. Niveditas Bewusstseinsstrom ist jedenfalls ordentlich mit Personal besetzt, was gelegentlich für Verwirrung sorgt. Andererseits aber den einen oder anderen Gedankengang sichtbar macht, wenngleich Beobachtungen, Einfälle, Erfahrungen und Überlegungen ziemlich wirr durcheinandergehen. Die Kognitionen laufen schließlich nicht so ganz linear, wie sie von den Psychologinnen getestet werden, Denken und Reden, sogar das Fühlen und Wollen verknoten sich manchmal in einer Weise, wie kein kompetenzorientierter Lehrplan das vorstellt; Literatur hilft einem da weiter.

Klingt der Titel des Buches nicht ein wenig blöd? *Identitti*. Weil man ihn als anzüglich verstehen könnte. Aus irgendwelchen Gründen erinnert er mich an einen älteren Kriminalroman (von Edmund Crispin). In diesem treten zwei ältere Schwestern auf, Titti und Tatti, verbunden mit einem einzigen Hörgerät. Das englische Gesundheitssystem! Die Hörhilfe tauschen sie regelmäßig, verheddern sich und kommen deshalb kaum zu schlüssigen Aussagen. Für den Erzähler wurden die Namen schlicht falsch vergeben; alles Weitere kann man sich denken. Lesen verdirbt den Charakter, weil sich manche Figur einschleicht, in dem Fall sogar zwei, die nun gar nichts mit dem zu tun haben, was aktuell zur Lektüre ansteht.

Spätestens mit der vorübergehenden Berufung in das Literarische Quartett, in diesen Abklatsch eines einst grandiosen Formats öffentlich-rechtlichen Fernsehens, gehört man zum Establishment. Mithu Sanyal hat das geschafft, aber dort kaum beeindruckt. Das gelang mit ihrem Erstlingsroman besser – wobei sie vor-

her publizistisch Aufsehen erregt hat. Allerdings – das macht die Sache für die Sozialpädagogik spannend – als gut schreibende Theoretikerin, die sich für Differenzierung einsetzt, für die wechselnde Wahrnehmung von vorgeblich sicheren Positionen; möglicherweise liegt darin die für sie wichtige Beziehung zwischen wissenschaftlich interessierter Aufklärung und literarischen Überlegungen, die sich Perspektiven erlaubt, welche methodisch (noch) nicht abgesichert werden können – oder gegen einen Strich bürsten, durch den wissenschaftliche Erkenntnis selbst politisch sich hat einfangen lassen. Das ist leider in allen wissenschaftlichen Disziplinen der Fall, besonders aber in jenen, die herrschafts- und machtkritisch eingestellt sind. Diese Einstellung macht manchmal blind für Zugänge, die wenigstens probenhalber geprüft werden sollten.

Damit zweifle ich keineswegs an Wissenschaft, daran, dass sie nach Objektivität strebt und Wahrheit sucht. Gefährdet ist diese, weil sie dem verfallen kann, was man *allgemein* als instrumentelle Vernunft bezeichnet, die nach Dialektik der Aufklärung und Erkenntnis verlangt (vgl. Adorno/Horkheimer 1997); dann im *Konkreten*, weil Wissenschaftlerinnen auf Anerkennung angewiesen sind, die manchmal durch Patente und Einnahmen über diese, meist jedoch durch öffentliche und mediale Aufmerksamkeit gewährt wird. Steile Thesen versprechen Spektakel, einträglicher werden sie, wenn sie sich einer politischen Strömung fügen, die von der Aufmerksamkeitsökonomie honoriert wird. Man kann das bei der Kritik an Familie beobachten, die ihren Weg in Parteiprogramme gefunden hat: Die Grünen haben im Bundestagswahlkampf 2021 offensiv damit geworben, dass Familie und Paarbeziehung keine relevanten Größen mehr für Sozialpolitik sein sollten. Obwohl eine veritable Mehrheit von Menschen für ein familiäres Zusammenleben eintritt, übrigens auch jene, die eine gleichgeschlechtliche Partnerschaft leben und sich Familie wünschen.

Zurück zu Sanyal, 1971 in Düsseldorf geboren und studierte Kulturwissenschaftlerin. Lange vor *Identitti* erregte sie Aufsehen mit *Vulva*, legte dann eine Streitschrift vor, nämlich *Vergewaltigung*. Ein Grundlagenwerk, das sexuelle Gewalt differenziert, prozesshaft und in ihrer Dynamik analysiert. Manche wenden ein, sie wecke Verständnis für Täter. Mir scheint das Gegenteil der Fall, sichtbar wird die Komplexität bei sexueller Übergriffigkeit, um von Vergewaltigungen ganz zu schweigen.

Identitti zeigt sich als Literatur, die sich ein schwieriges Problem – der Scherz muss sein: aneignet. Das Buch wandert zwischen den Kulturen, zwischen Erzählung, einer biographischen Geschichte mit persönlichen Ver- und Entwicklungen, zwischen Wissenschaft, Politik, durch das Leben halt, wie es in den geschützten Milieus akademischer Qualifikationsstätten begegnet. Die soziale und alltagskulturelle Wirklichkeit zeigt sich demgegenüber als weit entfernter Planet – das sei vorsichtshalber festgehalten. Etwas boshafter formuliert: Die Mehrzahl von Studiengängen allzumal in Fächern, die der Gesellschaft, der Psychologie oder der Kultur zugewandt sind, haben wenig mit Wirklichkeit zu tun. Das bestätigt ger-

ne jede Psychotherapeutin, wenn sie wieder mit der universitären Psychologie zu tun hatte. Oder jede Kulturwissenschaftlerin, die sich in die Löwengrube einer städtischen Kulturverwaltung begeben hat und möchte, dass das einst selbstverwaltete Jugendzentrum wieder zum Ort des Kommens wird.

Ein erster Eindruck

Äußerlich tritt das Buch als Collage auf, die unterschiedliche Sprach- und Stilmittel nutzt, gebunden durch die auktoriale Erzählerin, die einen teilhaben lässt an ihren Gedankensprüngen und Gedankengängen. Die Sprünge kommen zustande, weil sie sich in den sozialen Medien tummelt und die Postings wiedergibt, die dem einen oder anderen Statement folgen. Das ist bunt, strengt selbst die Leserin an, die längst so lebt wie die kommunizierende Protagonistin. Sage bloß jemand, dass die Jugend heute nicht schreibt oder liest! Das Gegenteil ist der Fall.

Mithu Sanyal nutzt eine feine, leicht ironische Sprache. Sie erlaubt, das Ganze als unterhaltsame Geschichte zu lesen – trotz der schwerwiegenden Thematik. Es geht schließlich um eine der Kernfragen, die in akademisch-kulturellen Kreisen umtreiben, hierzulande noch weniger als in den Vereinigten Staaten oder in England, wo zuweilen Strukturveränderungen an den Hochschulen damit einhergehen, dass Themen hochgejazzt werden. Als Aufreger inszeniert, um von dem abzulenken, was eigentlich als dramatisch bezeichnet werden muss (vgl. Michaels 2021). Weil Versprechungen gemacht worden sind, die nicht eingehalten wurden: dass etwa mehr Menschen studieren sollen, denen soziale Herkunft oder kulturelle Zurechnungen den Weg zu akademischen Weihen verstellt haben. Vorgebliche Öffnungen haben dazu geführt, dass die clipped wing generation verbittert die Bankdarlehen abstottert, die ihnen ein Studium ermöglichen sollten, dass noch mehr die gebrochenen Versprechen beklagen, weil sie in harter Konkurrenz unterliegen, oft genug als Angehörige einer Migrationsfamilie, die gegen ausgebildete Migrantinnen ausgespielt werden. Während sich über all das eine Ideologie des Meritokratismus ausbreitet, nach der es die schon verdienen, die sich das Studium an den erfolgversprechenden Eliteuniversitäten leisten können (Sandel 2020). Um sich dann, in England, beim letzten Hurra noch einmal auszutoben, bevor man in der Politik für Irrsinn sorgt. Wie Boris Johnson.

Aufgeteilt ist das Buch in zwei große Teile, dem ein kleiner folgt: „Fake Blues“ umklammert als erster Teil ein paar mit Songtiteln überschriebene Kapitel, für alle Altersgruppen, einschließlich eingefleischter Fans von Trini Lopez oder Peter Paul and Mary, übrigens mit einem Song von Peter Seeger. Der zweite Teil, ein wenig verräterisch „Poppostkolonialismus“ genannt, hangelt sich an zentralen Buchtiteln entlang: Eigentlich sollte man das alles gelesen haben. Das letzte Kapitel zitiert mit „Decolonising the Mind: the Politics of Language in African Literature“ eine berühmte, 1986 in englischer Sprache, 2017 endlich in deutscher

Übersetzung veröffentlichte Aufsatzsammlung des kenianischen Autors und linguistischen Theoretikers Ngũgĩ wa Thiong'o. Er weist auf die konstruktive Bedeutung von Sprache hin, wenn es um Kultur, Geschichte, soziale Zusammenhänge und Identität geht; Sprache, Denken, Kultur und Handeln hängen eng zusammen. Nein: Sie lassen sich nicht trennen, wobei sie mit Verhältnissen von Macht und Herrschaft verbunden sind, wie mit Autonomie – man kann mit Worten gestalten. Was wieder auf aktive Subjekte verweist. Aber sogleich muss festgehalten werden: Sprache, Begriffe und Worte mögen zwar verletzen, implizit, daher dekonstruktionsbedürftig. Aber vor allem besteht ihre Funktion darin, Sachverhalte zu bezeichnen, wie unscharf und auslegungsbedürftig dies geschehen mag. Sie haben eine Bedeutung, eine semiotische oder pragmatische Funktion, die zumindest die Anstrengung verlangt, uns klar auszudrücken, die Sachverhalte zu beschreiben. Das bleibt aber zunehmend auf der Strecke, Ausdrücke werden diffus verwendet, zugleich seltsam gefährlich, weil moralisch fordernd. Nicht-angemessen, so das Urteil über einen Politiker, Respekt wird gefordert, jeder und jedem gegenüber, weil diese oder dieser sich in ihrer kulturellen Identität verletzt fühlen – selbst, wenn gegen gültige Rechtsnormen und übliche Verkehrsformen verstoßen wurde. Besonders schwierig wird der Sachverhalt, wenn es um Repräsentationen von Institutionen geht, die für Sicherheit und ein ordentliches Miteinander aller zu sorgen haben. Um ganz zu schweigen, wenn es um den Respekt für jene geht, die als Juden das kollektive und individuelle Trauma des Holocaust erlitten haben; wobei das, wie Natan Sznaider betont, nicht einfach gegen das Leiden derjenigen auszuspielen ist, die Opfer kolonialistischer Eroberungen und Genozide wurden: Wir dürfen das geschichtliche Bewusstsein nicht spalten, weil andernfalls die Furien über uns herfallen (Sznaider 2022, S. 188).

Den dritten Teil des Buches überschreibt Mithu Sanyal mit *Coda*. Was gleich mehrere Verweise enthält. *Coda* steht in der Musik für den Schlussteil eines Satzes, in der Sprachwissenschaft für einen Auslaut, also für das, was weggeschelt wird. *Coda* heißt zudem ein Film, 2021 wegen Corona nicht zur Vorführung gekommen, dennoch als ausgezeichnet gepriesen. Es geht in ihm um Rubi, die einzig Hörende in einer Familie von Gehörlosen. Sie will singen, sie kann singen, wird am Ende in der Akademie aufgenommen. Doch vorher muss sie alles tun, um das kleine Fischereiunternehmen ihrer Familie zu retten. Dieses wird gleich doppelt bedroht, nämlich von anderen Unternehmen und von den Behörden, weil das Gesetz verbietet, zur See zu fahren, ohne hören zu können.

Das letzte Kapitel von *Identitti* spricht – Prince schwirrt durch den Äther – von *The Academic formerly known as Saraswati*. Ihr gelingt glücklich, nach der Düsseldorfer Affäre am *Jesus College* der University of Oxford einen Lehrstuhl aufbauen zu dürfen. Um Enttäuschungen vorzubeugen: *Jesus* kann sich weder des Alters noch des Rufs erfreuen, die etwa das *Balliol* auszeichnen, das literarische Helden gerne als ihres behaupten. So gesehen hätte Sanyal ihrer Protagonistin einer der *brickstone* oder *plate glass universities* den Vorzug geben können, wie die Neugründun-

gen englischer Universitäten aufgrund ihres Baustils geschmäht werden – wenn sie nicht verzweifelt der Pleite entkommen wollen. Dank des Brexits fehlen ihnen Studierende, die das europäische Geld in die Kassen gespült haben. Gegründet wurde jedenfalls das *Jesus 1571* von Elisabeth I., adressiert vor allem für Studierende aus Wales. Mit renommierter Kundschaft: Der Archäologe und Schriftsteller T. E. Lawrence studierte dort; als Lawrence von Arabien wurde er Filmheld. Harold Wilson, Vorsitzender der Labour Party und englischer Premierminister, holte sich ebenfalls seine akademischen Zeugnisse am Jesus College. Vermutlich gab Deepak Lal, der aus Indien stammende Weltbankpräsident, den Anlass, Saraswati nach Oxford berufen sehen zu wollen. Niall Ferguson wird es kaum gewesen sein – es sei denn, Mithu Sanyal sind die Äußerungen entgangen, mit welchen Ferguson John Meynard Keynes als homosexuell diskreditieren wollte. Oder sie begeisterte sich daran, dass Ferguson vor geraumer Zeit zu den 100 einflussreichsten Menschen der Welt gezählt wurde – zumindest vom *Time Magazin*. Und die müssen es ja wissen. Vielleicht verzückte jedoch, dass Saraswati in diesem erzkonservativen Laden sich mit *whiteness studies* beschäftigen soll, als dem einem Schwerpunkt und dem anderen, der mit *identity* und *solidarity* zu tun hat. Ein charmanter Einfall. Doch reicht wahrscheinlich in diesem internationalen Universitätsgeschäft, wenn man sich nach Oxford begeben kann. Das riecht nach Erfolgsgeschichte – die Bodleian stellt ein Traumziel dar, wobei nebenan Blackwell's Shop zum Bücherkauf einlädt und einen der Armut näherbringt.

Ein Anhang von *Identitti* erinnert an die autobiographischen Züge des Romans sowie daran, dass Mithu Sanyal einige Figuren aus der postkolonialen Debatte aufnimmt und zur literarischen Gestalt umformt, in der Absicht, die Vielstimmigkeit dieses Kampfes um Selbstbestimmung zum Klingen zu bringen. Identitätspolitik, wie das große Wort lautet, das dann in vielen kleinen Einträgen in den sozialen Netzwerken konkretisiert wird, die Sanyal nutzt. Als Vorbild für Saraswati diente ihr Rachel Dolezal, die schließlich 2015 von ihren eigenen Eltern als Weiße geoutet wurde; ein Film über ihr Leben wurde 2018 vorgestellt. Rachel Dolezal, in einer seltsam spirituellen Umgebung aufgewachsen, war und ist Aktivistin für die Rechte farbiger Menschen. Sie hat sich selbst als dunkelhäutig gefühlt, sprach davon, dass sie missbraucht worden sei.

Was eine Nebenbemerkung verlangt: Ein Dilemma in dem Diskurs liegt darin, dass in ihm Authentizität erwartet wird, die eigene Erfahrung der Achtung oder Missachtung, mit dem blöden Effekt, dass nur diejenigen die Stimme erheben sollen, die nicht weiß sind. Denn: Nur Weiße können überhaupt Rassisten sein. Nur weiße, möglichst alte europäische Männer können als Täter erkannt werden. Ob das empirisch stimmt, sei dahingestellt, obwohl es quantitativ zutreffen könnte – wenn man die Augen davor verschließt, wer in den afrikanischen Kriegen in die Metzereien verwickelt ist. Nüchtern betrachtet überfällt einen eher das Misstrauen gegenüber der ganzen Menschheit, der weiblichen inbegriffen. Und manchmal erschrickt man darüber, was Kinder tun. Solche Ketzergedanken

legen nahe, mehr auf das Argument hören zu sollen, vielleicht sogar auf den einen oder anderen Gedanken, wie verrückt er sein mag: Könnte die Debatte um Identität den Blick darauf verstellen, was für uns alle wichtig wäre, jenseits von allen besondernden Merkmalen, jenseits von aller Identitätspolitik?

Was bedeutet das eigentlich alles für jene, die für andere die Stimme erheben, aus Solidarität, aus der Einsicht, dass sie – aus welchen Gründen auch immer – zum Schweigen verurteilt sind? Halten wir ein Paradox fest, zugegeben polemisch: Häufig genug monieren kritische, weibliche Köpfe als selbsternannte Sittenwächter, dass das eine oder andere Bild doch rassistisch oder herablassend sei; der Mohrenkopf an der Apotheke oder im Stadtwappen. Und weiter, für uns: Die Sozialpädagogik hat sich immer gerechtfertigt durch einen Zug, den Micha Brumlik als den des Advokatorischen bezeichnet hat (Brumlik 2017). Sozialpädagoginnen erheben die Stimme und setzen sich ein, um das Recht anderer zu verteidigen, um für Mitmenschen zu agieren, denen das Denken, Fühlen und Handeln vergangen ist, weil es in ihnen genommen wurde. Vielleicht aufgrund eines kritischen Lebensereignisses, vielleicht strukturell. Sozialpädagoginnen werden deshalb als Gutmenschen verspottet und verachtet – interessanterweise von Literaten. Was daran erinnert, dass poetische Menschen politisch und ethisch ziemlich dämlich sein können. Aber das sollte nicht davon abhalten, für andere zu sprechen, damit diese ermächtigt werden zu dem, was man Mündigkeit nennt.

2. Rezeptionen und Rezensionen

Sollten wir nicht gleich zur Sache kommen, zum Roman *Identitti* und zu seiner Bedeutung für die Sozialpädagogik? Ohne den Umweg über Rezensionen? Die leisten aber einiges. Einmal machen sie auf Bücher, Filme, Kunstwerke aufmerksam, die andernfalls gar nicht wahrgenommen werden. Überraschenderweise bietet – diese Werbedurchsage muss sein – das Fernsehprogramm des Bayerischen Fernsehens das Kulturmagazin *Capriccio* an. Es verführt in Kulturbereiche, die selbst eine aufmerksame Zeitgenossin nicht mitbekommen hätte; eine wunderbare Sendung, die einen Warnhinweis verdient: Wer diese Sendung sieht, gibt am nächsten Tag Geld aus. Denn den Hinweisen auf Bücher oder Ausstellungen kann man sich kaum entziehen. Wobei die Sendung aufmerksam macht, aber weniger auffordert, in blinden Konsum einzusteigen. In ihr klingt – Trigger-Warnung! – ein erotischer Unterton an, der verführen will und kann.

Rezensionen verführen sanft, sofern sie nicht als Verrisse mehr über die Kritikerinnen als über die besprochenen Werke verraten. Rezensionen bieten sich im Internet an, in den amüsanten, privaten Blogs, die zu unterschiedlichsten Genres geschrieben werden. Klassisch sind Rezensionen in Zeitschriften, wenn nicht sogar in Rezensionszeitschriften, wie etwa der *Sozialwissenschaftlichen Literatur Rundschau*. Solche Zeitschriften haben eine lange Tradition, im 19. Jahrhundert wurden Gefechte in ihnen ausgetragen. Heute darf man sie als pragmatisch hilfreich loben. Sie ersparen einem die Mühe, ein Buch selbst aufzusuchen, buchstäblich, in der Buchhandlung, wenn es sie denn noch gibt, in der Bibliothek, wenn es dort überhaupt zu finden ist. Oder es gar per Internet zu kaufen, als E-Book oder konventionell gedruckt. Um auf den Lieferboten zu warten, der morgen anrückt. Gute Rezensionen sortieren ein Buch in einen größeren Zusammenhang ein. Andere lesen es für einen, fällen ein Urteil, das man teilen kann – oder nicht. Das eigene Urteil hat schließlich einen besonderen Charme, manchmal erwischt man sich beim Gedanken, dass die eine oder der andere das Buch gar nicht verstanden hat.

Zudem erspart eine Rezension manchmal die eigene Auseinandersetzung. Schwierig wird die Angelegenheit nur, wenn ein Buch nicht rezensiert wird. Denn in der Regel sagt dies wenig aus, weil Rezensionen oftmals mehr über die Aktualitätskonjunktur verraten als über das besprochene Werk. Ich wiederhole mein Ressentiment: Als Dokument eines solchen Niedergangs öffentlicher Debattenkultur in Sachen Büchern darf man das Literarische Quartett nennen, das inzwischen nach dem Ausschaltknopf verlangt. Oder nach einer Mediathek.

Rezensionen

Für den Einstieg lese ich das Buch also mit den Rezensentinnen, referiere auf diesem Weg den Inhalt – und zeige, wie hilfreich es sein kann, sich auf Menschen zu beziehen, die das Buch vor-lesen. Man kann es dann nach-lesen – von einer gedanklichen Nachlese ganz abgesehen:

Mithu Sanyal sammelt viel Lob für ihr Buch ein. Sie wird nominiert für den Preis des Deutschen Buchhandels, der Roman landet 2021 auf der Shortlist für den Preis. Für ihr bisher vorliegendes Werk wird sie mit dem Ernst-Bloch-Preis ausgezeichnet, zudem wird ihr der *Literaturpreis Ruhr* zugesprochen. Sanyal bringt es in den Bundestag, die Auseinandersetzung mit ihr geschieht breit, sie zählt zu den Intellektuellen, die etwas zu sagen haben – auf *perlentaucher.de* findet sich einiges zu ihr. Das öffentliche Echo zu *Identitti* fällt überaus positiv aus, nur in Österreich raunzt man ein wenig. Wobei das Geraunze den Punkt trifft, der das Buch für die Sozialpädagogik und das erzählte Wissen interessant macht. Allerdings, der kleine Giftpfeil schwirrt ab: Welche Quellen die Sozialpädagogik als Wissen informieren, kann man als strittig bezeichnen; Katharina Vogel führt in der Zeitschrift *Sozial Extra* einige Unterscheidungen ein (Vogel 2022), nennt aber Literatur als Quelle ebenso wenig wie das Alltagswissen, das wichtig sein könnte, weil es den Zugang zu jenen öffnet, mit denen man dann beruflich zu tun hat. Meinten zumindest die Anhänger der Cultural studies, wie sie bis kurz vor der Jahrtausendwende einigermaßen populär waren.

Das Geraunze aus Österreich moniert, das Buch sei theorielastig und stelle in ein ästhetisches Milieu, was in akademischen Gefilden verhandelt werde. Immerhin darf es sich damit auf eine gute Tradition berufen, wie sie in den Campus-Romanen gepflegt wurde, zwar meist mit Blick auf kuriose Typen, niemals frei von den Themen, über die sie streiten. Mithu Sanyals Buch fügt sich in eine lange Reihe, zu der *Gaudy Night* (Aufruhr in Oxford) mit Lord Peter Wimsey und Harriet Vane von Dorothy Sayers gehört, dann *der Campus* von Dietrich Schwanitz sowie die Bücher von David Lodge. Campus-Romane betrachten ironisch und ethnographisch eine Welt, die immer noch seltsam wirkt – wie alle Spezialmilieus, wenn man sie unter eine Lupe nimmt, die einen Ausschnitt vergrößert. Es gelingt schließlich nur wenigen Forschern so in eine andere Welt einzutauchen, wie es Roland Girtler in seinen *Randkulturen* gelungen ist (Girtler 1995): Wilderer, die Huren vom Wiener Gürtel, ganz eigene Welten, von außen betrachtet bizarr, im Inneren aber bestimmt von einer nachvollziehbaren sozialen Logik.

Das wichtigste Gefühl stellt sich im Buch früh und wie nebenbei ein, noch bevor Dramatisches passiert. Die Studentin Nivedita kommt gerade mit dem Zug in Düsseldorf an. Auf dem Bahnhofsvorplatz begrüßt sie warmer Nieselregen, „hinter den Wolken räusperte sich ein kleinlauter Donner“. Dieser kleinlaute Donner, wir kennen ihn schon, als Lärm des Höllenhunds. Man mag den Donner sofort und würde ihn gern ermutigen, ein bisschen mehr die Sau rauszulassen. Vor allem

aber mag man gleich die Erzählerin, der man sich hier anvertraut – und ich folge inhaltlich einer Rezension, die in der *Süddeutschen Zeitung* erschienen ist. Man muss die Welt schließlich nicht neu erfinden, wenn man über sie berichtet – wobei viele Anmerkungen hinzugefügt sind:

Nivedita, indischer Vater, deutsche Mutter, ist auf Twitter und in ihrem Blog als Identitti unterwegs. Sie setzt sich mit Feminismus und Identitätspolitik so erfolgreich auseinander, dass der Deutschlandfunk auf sie aufmerksam wird. Sie wohnt in Düsseldorf-Oberbilk und studiert an der Heinrich-Heine-Universität, im Masterstudiengang Intercultural Studies/Postkoloniale Theorie. Den indischen Vater, die Alma Mater, die Leidenschaft für Identitätspolitik und für den Stadtteil Oberbilk teilt sie mit ihrer Schöpferin Mithu Sanyal. Nivedita spricht gerne, wenn auch imaginär mit Kali und dokumentiert dies in ihrem Blog. Mit Kali, einer „indische(n) Göttin mit zu vielen Armen und einer Kette aus den abgerissenen Köpfen ihrer Feinde“, allesamt Männer. Spielt Sex eine Rolle? Nur am Rande, wenn Kali einlädt: „Lass uns um die Wette ejakulieren. Wer am weitesten spritzt, hat gewonnen.“

Nivedita hadert mit einem Gefühl, das viele plagt, aber manchen das Leben überschattet; vielleicht weil sie immer wieder auf dieses verwiesen werden: Wer bin ich? Woher komme ich, welchen Platz habe ich in der Gesellschaft, in einer Gesellschaft, die irgendwie nicht meine ist? Möglicherweise geht es um eine Frage, die ebenso existenziell wie anthropologisch bedingt ist – man kann nicht ausschließen, dass die über Jahrtausende dauernde Wanderungsgeschichte dieses seltsamen Wesens mit der anatomisch modernen Figur, Mensch genannt, als Spur diese Sehnsucht nach einer Herkunft hinterlassen hat. In der Tiefenstruktur des Hirns, die dazu geführt hat, dass Menschen wohl früh damit begonnen haben, Mythen ihrer Vorgeschichte zu erzählen. Es geht um Zugehörigkeit, als Lebensgefühl und Lebensform, es geht um Heimat – Vorsicht: ein umstrittener Begriff, aber doch nicht zu ignorieren, sondern besser neu zu fassen (vgl. Yildiz/Meixner 2021). Um Heimat, als biographisch schwankendes Moment der eigenen Existenz. Ziemlich irrational, aber real, weil es sich in den eigenen Interaktionen festbeißt. Die feinen Unterschiede, wie sie der französische Soziologe Pierre Bourdieu mit sozialem Status und professionellem Habitus verbunden hat, die in winzigen Merkmalen sich zu erkennen geben, im Ton der Hautfarbe, im Akzent, in dem einen oder anderen Wort. Nivedita schwankt zwischen den Welten in ihr: Deutsch – was wäre das? Indisch? Eher nicht. Hier wie dort mit der Fantasie einer Zugehörigkeit zu einem Ganzen, das so nicht wirklich besteht. Indien findet sich als Indien nur im Geographiebuch, größter Maßstab. Und mal ehrlich: Ob eine Ostfriesin jemals in Bayern ankommt? Wie verrückt das Ganze allzumal im Aufwachsen wird, zeigt sich als Schlüsselszene. Nivedita besucht als Achtjährige ihre Cousine in Birmingham und wird von den anderen Kindern indischer Eltern als „Coconut“ ausgelacht. Ein Schnitt beweist, dass sie innen genauso rot ist wie

alle anderen – die Cousine tritt im Roman mehrfach auf, nebensächlich. Man hätte sie in England lassen können.

Die Spannung und Widersprüchlichkeit ihres Lebens- und Selbstgefühls löst sich für Nivedita erst im Studium. Ein Befreiungsakt, der sich in ein Purgatorium verwandelt – die Höllenfeuer! Nivedita begegnet der gefeierten, berühmten und wegen ihrer Rigidität gefürchteten Professorin Saraswati. Erklärtermaßen indischer Herkunft. Projektionsfigur, Ersatzmutter und Erlöserin. Sie nimmt den Namen der hinduistischen Göttin für Weisheit für sich in Anspruch, als Künstlernamen. Den bürgerlichen Geburtsnamen verschweigt sie. Irritiert frage ich mich, wie denn dieses Berufungsverfahren an dieser Universität gelaufen ist und wie sich die Verwaltung darauf eingelassen hat. Ob vorgebliche Internationalität und Exzellenz als Maßstab alles verschatteten und verdunkelten? Längst agiert Saraswati nämlich als öffentliche Person, in Talkshows und Podiumsdiskussionen, ausgewiesen als Autorin von: „Decolonize your Soul“. Ein Bestseller. Einer Expertin. Neben ihr besteht keiner mehr. Gegner, akademische wie politische, werden zum Schweigen gebracht. Saraswati hat Wahrheit, Objektivität und Moral auf ihrer Seite. Was sie dazu berechtigt, nur noch Studierende im Seminar zuzulassen, die als *People of Color* gelten, Weiße werden rigoros vor die Tür gesetzt. Sie sollen am eigenen Leib erfahren, was Exklusion bedeutet. Im Gegenzug entsteht eine inklusive Gemeinde, verschworen und von Sympathie bewegt, für eine akademische Lehrerin, die fasziniert, durch Charme, Zuwendung, Aufmerksamkeit und – bei aller Skepsis muss man das zugestehen – durch ihre fordernden und fördernden Züge.

Nivedita verfällt ihr. Sie ist fasziniert, sie lernt, sie erlebt sich wahrgenommen als Lieblingsstudentin. Es lässt sich streiten, wie man das findet – aber ein gutes Studium bewegt sich oft in einem Grenzbereich, der mit großer Nähe, der mit gläubiger Zuwendung und Leidenschaft verbunden ist, auf beiden Seiten. Früher hätte man vom pädagogischen Eros gesprochen – und still darauf gehofft, dass sich dieser auf die gelehrten und studierten Gegenstände, auf das Fach und seine Inhalte bezieht. Zumal im gegebenen Fall ein Moment des politischen Engagements mitspielt, das von der eigenen Subjektivität nicht zu trennen ist. Die akademische Lehrerin – später im Leben erinnert manche und mancher, dass sie doch bei x oder y studiert hätten. Große Namen, tolle Vorlesungen: *Bei der habe ich richtig etwas gelernt.*

Das ist alles gut eingerichtet und funktioniert. Wenn die Distanz fehlt, fällt jedoch eine Explosion heftig und lautstark aus – die ersten Abschnitte des Buchs lassen das ahnen. Hitze zündet ein Unwetter – der Roman hält die Temperaturen weiter hoch. Übrigens von den meisten Rezensentinnen wenig beachtet. Die konzentrieren sich auf den großen Knall: Saraswati wird als dunkel eingefärbte Schwindlerin enttarnt, als Sarah Vera Thielmann wurde sie im badischen Karlsruhe geboren, Tochter eines biedereren Zahnarztpaars, gänzlich weißer Hautfarbe – das immerhin, so viel sei dann doch verraten, einen Jungen aus Indien adoptiert

hat, als Bruder der Sarah, die sich in Saraswati verwandelt. Ein ziemlich schräger Vogel, der die Dinge beim Namen nennt. Hier wird die Geschichte zum paradigmatischen Fall kultureller Aneignung, der zu denken gibt. Sarah Thielmann, privilegiert durch ihre Eltern, konnte in Indien studieren, unterzog sich medizinischen Eingriffen für die Verwandlung und Anpassung ihres Äußeren, noch vor dem Bestseller über den Postkolonialismus. All das beweisen nun Fotos, geleakt und an die digitale Öffentlichkeit gebracht. Die – gibt es die wirklich? – Netzgemeinde ist erschüttert, empört, ein Shitstorm – nicht bloß ein Gewitter, sondern ein veritables Unwetter.

Geht Nivedita unter? Sie ist zutiefst getroffen, die sorgfältig konstruierten Rahmungen ihres Lebens wie vor allem die Momente stabiler Identität stürzen – wir wissen es – in den Höllenschlund: Privates, Politisches, Akademisches, Kritisches, alles purzelt durcheinander – der Soziologe Ulrich Beck hat solches vor drei Jahrzehnten erwartet, als charakteristisches Moment der Zweiten Moderne (Beck 1986). Andere stellen dem zur Seite, dass es feste Identitäten gewiss nicht mehr gäbe. Wobei: Eigentlich geht es nun wieder genau um diese. Indische Kultur sich zu eigen zu machen, äußere und innere Merkmale des Fremden aufzunehmen, leben zu wollen und zum eigenen Daseinsprinzip zu machen – zulässig höchstens, wenn man „beim Inder“ essen geht, weil man des Leberkäs (in Bayern), der Currywurst (in Berlin) überdrüssig wird. Was könnte man in Düsseldorf eigentlich empfehlen? Der Rezensent der Süddeutschen schreibt dann wörtlich:

„Sanyals Twitter-Netzwerk fungiert hier als griechischer Chor

Der Shitstorm-Aspekt des Buches funktioniert nun sehr gut. Mithu Sanyal hat selbst ein paar Stürme im Netz überstanden und auf Twitter viele Schlachten geschlagen. So hat sie nun Twitter-Freunde, Sparringspartner und Kritiker gebeten, den Fall Saraswati wie ein reales Ereignis zu behandeln und in Form von kommentierenden Tweets zu begleiten, die eingestreut werden wie ein griechischer Chor. Fatma Aydemir, Patrick Bahners, Meredith Haaf, Fatima Khan, Ijoma Mangold, Jacinta Nandi, Ruprecht Polenz, Jörg Scheller, Hilal Sezgin, Minh Thu Tran, Hengameh Yaghoobifarah und viele weitere haben mitgemacht, nur wirkliche Hass-Kommentare sind fiktiven Sprechern zugeordnet. Das fühlt sich alles sehr echt an.“

Er erinnert, dass das Ganze gar nicht erfunden ist. Rachel Dolezal kennen wir schon, drei Jahre nach ihr, 2018 wurde Jessica Krug von der George Washington University entlassen, eine weiße Professorin, die als „Jess La Bombera“ eine afro-latinische Identität für sich behauptet hatte. Wenig später war die kanadische Regisseurin Michelle Latimer überführt worden, weil sie mit ihrer erfundenen Identität als native American vielfach Fördermittel erhalten hatte, die vorrangig und eigentlich ausschließlich Angehörigen der Indigenen Bevölkerung zustanden.

Die Mehrzahl der Rezensentinnen konzentriert sich nun auf dieses Spektakel – vielleicht, weil der Katastrophe weder Katharsis noch Peripetie folgen. Das Ganze verwandelt sich in ein Kammerspiel, in das, was an Universitäten früher *Privatissime* hieß. Das Oberseminar in der Privatwohnung der Lehrenden, gelegentlich belebt von Getränken, hier mit Mengen an Tee.

Ob die Professorin gekündigt wird, bleibt in der Schwebe. Weil Saraswati – streng genommen – keine akademischen Prinzipien verletzt hat: Seminarteilnehmerinnen hinauszuerwerfen geht als „robuste Pädagogik“ durch. In der Hitze der Ereignisse bietet sich aber der Rückzug in die eigenen vier Wände an, in eine gediegene Penthouse-Wohnung. Nivedita schweigt ihrerseits in den sozialen Netzwerken, sucht das persönliche Gespräch mit der geschmähten Professorin. Die lässt sich darauf ein, öffnet die Türe. Es folgen Tage intensiver Wortgefechte über die Konzepte des Postkolonialismus, der kulturellen Identität, zu race und gender, zu Körperlichkeit, Merkmalen und einen Umgang mit diesen, der früher als ein solcher mit Leiblichkeit gefasst wurde. Eine Einführung in eine philosophische Kulturanthropologie, gewürzt mit Scharmützeln zwischen der Protagonistin und ihrem nun aufgetauchten Bruder, ein intensives Bildungserlebnis, wie es nur in einem begrenzten Raum, im Medium dichter, fast intimer Auseinandersetzungen mit allem passieren kann, was an einschlägigen Beiträgen zugänglich und verfügbar ist. Immerhin kann Saraswati für sich reklamieren, als eine der ersten, dann doch weiße Denkerin diesen postkolonialen Diskurs in deutsche Universitäten gebracht zu haben. Wobei Mithu Sanyal kaum eine der wichtigen Stimmen auslässt und abwägend vorstellt. Der Rezensent der Süddeutschen notiert:

„Mithu Sanyal weiß natürlich selbst, dass derart besserwisserisch-dominante Charaktere Aversionen auslösen, egal welche Hautfarbe sie haben. In der gewählten Konstellation ist es besonders schwer zu ertragen, aber sie zieht es trotzdem unerschrocken durch. Der Grund könnte ironisch und ein bisschen frivol sein, eine Demonstration der Stärke – weil sie es als Autorin of Color, die mit allen Wassern des Diskurses gewaschen ist, eben *kann*. Wahrscheinlicher aber ist, dass sie ihr Publikum durch eine Art Exerzitiem schicken will, an dessen Ende ein neues Gefühl von Einheit und eine kathartische Erkenntnis steht: Dass der progressive Teil der Gesellschaft einfach besser zusammenhalten sollte – zum Beispiel gegen den rechten Terror in Deutschland, der ganz real Menschenleben kostet.“ (Kniebe 2021)

Nahezu alle Rezensentinnen setzen sich wenig mit dem fast heiteren zweiten Teil des Romans auseinander – vielleicht, weil er zu lehrreich und informierend daher kommt, dann harmonisch endet: Saraswati landet in Oxford, Nivedita setzt ihr Studium bis zur erfolgreichen Promotion fort. Mancher klingt das zu positiv, nach Erfolgsgeschichte. *Deutschlandfunk Kultur* würdigt das immerhin, sieht die dramatischen Ereignisse, wie die Überschrift verrät: *Debatte im Schleudergang*. Der Teaser lobt: „Atemlose Lektüre garantiert: Der erste Roman der Kulturwissen-

schaftlerin Mithu Sanyal ist gewagt und knallig. *Identitti* kreist um die komplexe Gemengelage der Identitätspolitik und die Frage, ob weiße Vorherrschaft ein unbezwingbares Übel ist.“ Und kommt feierlich zum Schluss, der länger zitiert werden darf:

„Am Ende des Romans, der einen ob des argumentativen Trommelfeuers schier atemlos zurücklässt, steht die Hoffnung, jenseits der Begriffe von ‚Rasse‘ und Herkunft zu gelangen. Denn auch die postkoloniale Debatte – das zeigt der Roman sehr klug – ist nicht frei von Ausgrenzung, Vorurteilen und einer heiklen Opferkonkurrenz.

Sanyal bezieht sich nicht zuletzt auf das Werk ‚How to be an antiracist‘ von Ibram X. Kendi – wie überhaupt ihr Roman, bis in die Kapitelüberschriften hinein, ein anspielungsreiches Stelldichein der postkolonialen Literatur ist. Ngugi wa Thiongo, Frantz Fanon, Zadie Smith, Bernadine Evaristo: Alle sind vertreten, selbst Mark Terkessidis mit seinem jüngsten klugen Buch über die blinden Flecken in der deutschen Debatte über Rassismus und Kolonialismus.

Und so wird nebenbei auch klar: Literatur ist nicht das schlechteste Mittel der Selbstermächtigung. Davon legt auch ‚Identitti‘ beredt Zeugnis ab.“ (Kramatschek 2021)

Der NDR spricht von einem „schrägen Roman“, Katja Weise erinnert an den auslösenden Fall und die autobiographischen Züge. „Der Auslöser, dieses Buch zu schreiben, war die Debatte um Rachel Dolezal, jene amerikanische Professorin, die sich als Schwarze ausgab und 2015 von den Medien als ‚Weiße‘ geoutet wurde.“ „Die damals auch in Deutschland geführte Debatte habe sie als sehr unbefriedigend empfunden“, sagt Mithu Sanyal: „Ich hatte das Gefühl, alle wichtigen Dinge sind gar nicht gefragt und ausgehandelt worden. Ich wollte unbedingt etwas dazu schreiben, etwas Literarisches, und hatte dann das Gefühl, prima, das ist so schön weit weg von mir, das ist nicht so nah an mir und meiner Biografie. Jetzt lese ich den Roman und denke mir: Ja, keine der Figuren ‚ist‘ ich, aber es ist natürlich ganz viel ganz nah reingeflossen.“ Es geht um die Frage der Zugehörigkeit. Denn Nivedita, aus deren Perspektive Mithu Sanyal den Roman erzählt, ist zwar noch Studentin und rund 20 Jahre jünger als die Autorin, hat aber wie diese einen indischen Vater und eine polnische Mutter, zählt also zu den BIPoC, wie es im Roman stets politisch korrekt heißt, den Black, Indigenous, People of Colour.

Doch was bedeutet das für die im Ruhrgebiet aufgewachsene Nivedita? Sie fühlt keine Zugehörigkeit. Wird sie gefragt, woher sie kommt, meint sie in wirklich jeder Situation, ihre Wurzeln erklären zu müssen, selbst wenn die Aussage: „aus der Küche“, gereicht hätte (Weise 2021).

Nicht alle jubeln mit solcher Begeisterung. Die *Wiener Zeitung* macht energisch auf zweierlei aufmerksam. Das Buch zieht sich für manche Leserinnen. Aber das scheint ein Altersproblem jener zu sein, die eine gewisse Distanz gegenüber

(vermeintlich) aufgeblähten Debatten gewonnen haben, einerseits. Andererseits widerfährt ihm in der Tat, dass es arg theoretisch daherkommt und die Lust an der Literatur vermissen lässt. Ja, ein bisserl von einem Seminar hat das Buch, „verheißungsvoll“ als Geschichte über „moderne Identitätsverwicklungen“, als deren literarische Umsetzung aber „zäh“. Dann, nach ausführlicher Schilderung der beteiligten Akteurinnen, die als „klischeehafte[n] Figuren“ gescholten werden, die „nicht elementar an Tiefe gewinnen“. Was literarisch zutrifft, möglicherweise sich als Spiegel einer sozialen Wirklichkeit und ihrer Akteure (oder: Agierenden) erweist, die manchmal halt ein wenig – um den Wiener Ton beizubehalten – *fad san*. Die Rezension der Wiener Zeitung bemerkt weiter: „Wie in der Kunst ist in der Literatur kaum etwas zermürender als ideologische Diskurse, die oberflächlich mit einem ästhetisierenden Anstrich versehen werden.“ Geschult durch Georg Lukács und marxistische Literaturkritik (die gab es einmal, sogar interessant, weil außerhalb der DDR) hält man hingegen, dass fast alle Belletristik solche Diskurse verhandelt, wenn auch, ich gebe zu, nur „irgendwie“. Jedenfalls schließt die Rezension mit dem Verdikt: „Für Außenstehende ist ‚Identitti‘ schlicht lähmend, so als würde man sich an der Uni in eine falsche (Be-)Lehrveranstaltung verirren.“ (<https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/literatur/2093323-Im-falschen-Proseminar-Identitti-von-Mithu-Sanyal.html> [25.2.2022])

Der Kritik kann ich zustimmen, sofern es um die ästhetische Dimension geht. Aber sie macht die Angelegenheit hilfreich, weil ich das Buch als Anregung lese, um Sozialpädagogik besser zu verstehen. Zugleich fällt mir allerdings auf, wie wenig die Rezensionen das Buch, seine Themen und die in ihm dargestellten Auseinandersetzungen in einen weiteren historischen und philosophischen Horizont einbetten. Nicht dass es solitär oder erratisch dasteht. Was für gute Literatur kaum verwerflich wäre. Andere erzählen besser, Chimamanda Ngozi Adichie etwa mit *Americanah* (2019). Aber es bleibt allein auf die einschlägigen theoretisch bzw. politisch interessierten und aktiven Autorinnen bezogen, während weder längere Diskussionslinien noch jene kritisch debattiert werden, die andere oder weitere Perspektiven eröffnen könnten. Selbst jene Auseinandersetzungen bleiben unberücksichtigt, die vor wenigen Jahren unter dem Stichwort *Multikulturalismus* geführt wurden. Sie bleiben sozusagen vor der Tür. Sind sie abgeschlossen, die Überlegungen vielleicht widerlegt?

Häufig drängt sich als Eindruck auf, dass die Rezensentinnen im gleichen Suppentopf sitzen, so als ob die leitende Kulturredakteurin (heute zuständig für die Abteilung *Leben*) das Buch an die freie Mitarbeiterin weitergereicht hätte mit den Worten: *Sie interessieren sich doch für solche Streitereien. Dann schreiben Sie mal was über das Buch. Darfrühig lustig sein.* Der andere Eindruck aber verbittert, weil er sich regelmäßig bestätigt. Weniger für literarische Werke, wohl aber für geistes- und sozialwissenschaftliche, selbst für philosophische Kontroversen: Dass diese nicht abgeschlossen werden, sondern über Jahrzehnte dahinköcheln, wäre zu ertragen. Bitter schmeckt jedoch, wie sie abrechnen, dass Autorinnen und Au-

toren zunächst aus der Gegenwart und dann aus der Erinnerung verschwinden, als hätten sie nie existiert. Das geschieht inzwischen blitzschnell, dauert keine zehn Jahre. Man frage mal seine Kommilitoninnen: Wer ist Luhmann? Wer ist Habermas?

Eine Einsicht gewinnt man: Es kommt am Ende auf Themen an, auf Fragestellungen und Gegenstände, über die zu debattieren sich lohnt. Auf das Engagement, sich mit einem Problem auseinanderzusetzen, wie sehr es an Personen gebunden präsentiert wird. Auf die kommt es zugleich an, als Überbringer und Botschafter des Themas, der Sachverhalte, aber nicht so sehr in einer Einheit von Person und Thema – im akademischen, im wissenschaftlichen Zusammenhang gilt am Ende die Sachfrage ganz unabhängig davon, ob sie das Leben einer Person färbt.

Das nun darf als eine erstaunlich konservative Beobachtung festgehalten werden. Trotz aller modernen Medien – sichtbar im intensiven Gespräch; wie heiß die Wohnung sein mag, von außen und von der Hitze der Wortgefechte in ihr.